

№ 32. 1892.

Der Moorhof.

Roman von **Ferdinand Hermann**.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Mein Vater! O mein lieber, lieber Vater!" schluchzte Helene und warf sich mit Ungestüm an die Brust des Fremden. Weder seine dürftige Kleidung, noch sein großer, grauer Bart, noch die schwarze Binde über seinem Auge hatten sie auch nur einen Augenblick zu hindern vermocht, ihn zu erkennen. Sie fragte nicht, welch' ein Wunder dies Zusammentreffen herbeigeführt habe; sie begehrte nicht zu wissen, warum er erst jetzt gekommen sei, sie in seine Arme zu schließen; sie gab sich nur der Seligkeit des Augenblicks hin und vergaß Alles, was hinter ihr lag, wie man einen bösen Traum vergißt, wenn beim Erwachen linde Maienluft und goldener Sonnenschein durch die Fenster strömen.

Und Friedrich Dörenberg wäre ihr in den ersten Minuten auch sicherlich jede Antwort schuldig geblieben. Wieder und wieder preßte er sie ungestüm in seine Arme; abgerissene Laute nur kamen über seine Lippen, und heiße Thränen rollten über seine Wangen.

Aber er hatte länger Zeit gehabt, sich auf die Möglichkeit dieses Wiedersehens vorzubereiten, und er war ein Mann. So wurde er der stürmenden Empfindungen in seinem Herzen früher Herr als sie. Sanft und behutsam, wie es nur ein Vater kann, führte er die Willenlose zu der Bank zurück, und während Helene ihr Köpfchen an seiner Schulter ruhen ließ, ergriff er zärtlich ihre beiden Hände.

„Ich habe Dir viel zu erzählen, mein armes Kind. Zuvor aber ist es an Dir, mir offene Antwort zu geben auf eine bedeutsame Frage. Wußtest Du, daß ich damals nicht gestorben sei? Und hat man auch Dir erzählt, ich sei als ein gemeiner Verbrecher, als ein Fälscher und Betrüger entflohen?"

Widerstrebend nur kamen die furchtbaren Worte über seine Lippen, und Helene fühlte, wie ein Zittern über seinen Körper ging. Aber wie wäre sie im Stande gewesen, ihn jetzt, in der heiligen Stunde des Wiederfindens zu belügen!

„Ja, mein Vater," sagte sie, „so hat man mir erzählt!"

„Und wer — wer hat es gethan? Erfuhrst Du diese Dinge etwa aus Armbrecht's eigenem Munde?"

„Aus seinem eigenen Munde, da ich mich weigerte, dem Manne meine Hand zu reichen, welchen er für mich gewählt hatte."

Ein schmerzlicher Athemzug, der wie ein Stöhnen klang, hob Dörenberg's Brust.

„Darum also hast Du jetzt sein Haus verlassen?"

„Ja. Ich konnte seinen Anblick nicht mehr ertragen, weil ich den Beschuldigungen keinen Glauben schenkte, die er gegen Dich erhob, und ich verabscheute seine Wohlthaten, die ich nicht annehmen konnte, ohne meinen eigenen Vater zu verleugnen."

„Meine edle, tapfere Helene! Und ich Verblendeter war soeben im Begriff, Dich zum zweiten Mal Deinem Schicksale zu überlassen! Doch wenn Du mich jetzt ansiehst, mein Kind, in diesem armseligen Aufzuge, mit dem frühergrauten Haar und den schwieligen Händen eines Arbeiters — fürchtest Du dann nicht, daß Armbrecht dennoch die Wahrheit gesprochen haben könnte?"

Helene hob ihre in Thränen schwimmenden Augen zu ihm auf und schüttelte den Kopf.

„Nein, ich fürchte es nicht! Wenn ich je einen Augenblick lang an Dir irre werden konnte, während Du fern von mir warst, so sind doch meine letzten Zweifel geschwunden seitdem ich Dich wieder vor mir sehe. Und ich bitte Dich, mein lieber, einziger Vater, sprich kein Wort zu Deiner Rechtfertigung! Ich glaube an Dich, wie ich an die Vorsehung selber glaube, und wenn Du mich so lange ohne eine Kunde von Deinem Dasein ließest, so hast Du gewiß sehr gewichtige Gründe dafür gehabt. Es ist des Glückes genug, daß ich Dich jetzt, gerade jetzt wieder habe, und Deinem Kinde gegenüber bedarf es keiner Vertheidigung."

„Deine Nachsicht straft mich härter, als Vorwürfe es vermöchten. Und ich bin in Wahrheit nicht so schuldlos, als Deine kindliche Liebe es annehmen möchte. Aber ich habe hart und lange gebüßt für mein Vergehen. Eines Verbrechens jedoch, wie es mein Schwager Armbrecht mir um



Christoph Columbus. (S. 251)

seines eigenen Vortheils willen angedichtet hat, bin ich niemals schuldig gewesen. Ich war leichtgläubig und ein schwaches, willenloses Werkzeug in Armbrecht's Händen; das war die schlimmste meiner Sünden. Und schwerer, als ich selber gefehlt habe, ist an mir gesündigt worden."

Helene richtete sich auf. Ihre Thränen waren plötzlich versiegt, und eine heiße Gluth flammte auf dem Grunde ihrer dunklen Augen auf.

„Aber Du bist zurückgekehrt, um Abrechnung zu halten mit Deinen Feinden, nicht wahr? Du wirst den Mann nicht ungestraft lassen, der Deinen ehrlichen Namen mit Füßen trat und Dein Kind mißhandelte, weil er meinte, es sei Niemand da, es zu beschützen."

Friedrich Dörenberg schaute ernst vor sich nieder und strich seinen grauen Bart.

„Nicht der Wunsch, mich an irgend Jemandem zu rächen, war es, der mich nach Europa zurückführte," sagte er nach kurzem Schweigen. „Ich war ehrlich genug, mir allezeit selber die Schuld beizumessen an meinem Schicksal, und erst innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden habe ich erfahren, daß ich einst viel weniger ein Uebelthäter als ein Spielball gewesen bin in den Händen eines kaltherzigen, klug berechnenden Schurken. Trotzdem war ich nach kurzem Kampfe zu dem Entschluß gekommen, ihm zu verzeihen und die Vergangenheit ruhen zu lassen — um Deinetwillen! Armbrecht hatte mir damals, als er mich zur Flucht bewog und mich bestimmte, für einen Gestorbenen zu gelten, mit heiligem Eide gelobt, daß er Dir statt meiner ein Vater sein wolle, und daß Du niemals lernen solltest, meinem Andenken zu fluchen. Hätte er sein Gelöbniß gehalten — und ich war in dem Wahne, daß er es gethan — so wäre ich jetzt nach Amerika zurückgekehrt, ohne Rechenschaft von ihm zu fordern und ohne den Frieden Deines ahnungslosen Herzens zu stören. Die Fügung des Schicksals aber, die uns noch in der letzten Stunde zusammengeführt, ist ein Fingerzeig, den ich nicht unbeachtet lassen darf. Ja, Helene, ich werde Abrechnung halten mit Deinem Oheim, und ich werde ihn zwingen, vor Dir und vor der Welt zu bekennen, daß er gehandelt hat wie ein Schurke!"

Langsam und feierlich wie ein unverbrüchlicher Schwur erklangen seine letzten Worte, doch der traurige Ausdruck seines Gesichts verrieth, daß es eine schwere und schmerzliche Pflicht sei, zu deren Erfüllung er sich entschlossen hatte. Noch einmal schlang Helene voll innigster Zärtlichkeit ihre Arme um seinen Hals. Da stampfte und schnaufte es aus dem Hintergrunde des Zimmers heran und schon von der Schwelle her ertönte Frau Habermann's fettige Stimme: „Na, diesmal war es blos ein blinder Schreckschuß! Bis zum Sterben ist es noch nicht mit dem Alten! — Aber was soll denn das nun wieder bedeuten?"

Mit erhobenen Händen und mit einer Miene des höchsten Erstaunens war sie bei dem Anblick der zärtlichen Gruppe mitten in dem Gastzimmer stehen geblieben. Das, was sie da sehen mußte, ging offenbar weit über die Grenzen ihres Begriffsvermögens hinaus.

„Es bedeutet, daß Ihre Güte und Barmherzigkeit einen Vater just im rechten Augenblick sein Kind wiederfinden ließ!" sagte Friedrich Dörenberg herzlich, indem er sich erhob.

Er streckte ihr seine Hand entgegen; doch die Wirthin zum „Blauen Löwen" war von zu mißtrauischer Natur, als daß sie ohne Weiteres die ihrige hineingelegt hätte.

„Sehr schön gesagt; aber es will mir doch scheinen, als wenn die alte Habermann wieder einmal gehörig genarrt worden wäre. Ist das etwa auch eines von Ihren vielen Geheimnissen, mein Herr?"

„Ich habe fortan keine Geheimnisse mehr vor Ihnen, liebe Frau. Sie sollen Alles erfahren, und ich bitte Sie, meinem Kinde nicht um meinetwillen Ihr Wohlwollen zu entziehen. Sie werden ihm vielleicht noch einen großen Dienst leisten können, den größten von allen, die Sie ihm bereits erwiesen."

„Na, so etwas ist mir zwar noch nicht vorgekommen, so lange ich die Wirthin vom ‚Blauen Löwen' bin; aber ich muß wohl glauben, daß es mit rechten Dingen zugeht und keine abgekartete Komödie ist. Es wäre auch wenig Ehre und Verdienst dabei, eine alte Frau zum Besten zu haben."

Helenens bittender Blick hatte ihre Zweifel besiegt, und Friedrich Dörenberg hatte sicherlich nie in seinem Leben einen kräftigeren Händedruck empfangen als den, welchen ihm Frau Habermann jetzt zu Theil werden ließ.

„Ich vertraue Ihnen meine Tochter auch weiter an," sagte er, „denn für mich gibt es jetzt Vielerlei zu thun, und da ich mit einem erlöschenden Menschendasein rechnen muß, habe ich keine Minute zu vergeuden. Glauben Sie, daß der Kranke stark genug sein wird, eine ernste Unterredung zu führen?"

„Es geht ihm augenblicklich etwas besser, und er hat sogar den Wunsch geäußert, mit Ihnen zu sprechen. Das war es gerade, weshalb er mich rufen ließ."

„Nun wohl, so darf ich nicht säumen, zu ihm zu gehen. Erwarte mich hier, mein Kind, und sage dieser wackeren Frau Alles, was Du zu sagen vermagst."

„Er ist doch ein sehr netter Mann, Ihr Herr Vater," sagte Frau Habermann, als er gegangen war. „Es ist merkwürdig, wie man sich zuweilen in einem Menschen täuschen kann, denn anfänglich mochte ich ihn gar nicht leiden."

Nachdem sie so in ihrer bündigen Art ein begangenes Unrecht wieder gut gemacht, hörte sie mit gespanntester Aufmerksamkeit und mit vielen Aeußerungen des Staunens und der Entrüstung der Erzählung Helenens zu.

14.

Erschöpft und erhitzt kehrte Hertha Armbrecht von einem wilden Ritte zurück. Seit einer Reihe von Tagen war sie zum ersten Male wieder in den Sattel gestiegen, und es war wohl kaum das Verlangen nach einer Zerstreuung gewesen, welches sie dazu getrieben hatte. Mit einer Tollkühnheit, welche den Reitknecht bald genöthigt hatte, weit hinter ihr zurückzubleiben, war sie über Gräben und Hecken querfeldein gesprengt, unbekümmert um die Gefahren, denen sie sich und ihr Pferd durch solches Beginnen aussetzte. Der Widerstreit leidenschaftlicher Empfindungen in ihrem stolzen, an schmerzliche Kämpfe so wenig gewöhnten Herzen ließ ihr keine Ruhe in der Enge des Hauses. Sie suchte in diesem rasenden Dahinstürmen eine Ablenkung für die Fluth peinigender Gedanken, welche immer wieder und mit stets verstärkter Gewalt auf sie eindrangen.

Zitternd und mit Schaum bedeckt mußte jetzt das edle Pferd von dem Stallknecht in Decken gehüllt und langsam auf und nieder geführt werden, während Hertha im Reitanzuge das Zimmer der Frau Armbrecht betrat.

Erst als es zu spät war, um an ein Umkehren zu denken, gewahrte sie, daß ein Besucher bei ihrer Mutter sei. Die elegante Gestalt des Grafen Ramin hatte sich bei ihrem Eintritt erhoben, und er begrüßte sie mit einer tiefen, ritterlichen Verbeugung.

„Gestatten Sie mir vor Allem, Ihnen den Ausdruck meiner höchsten Bewunderung zu Füßen zu legen, gnädiges Fräulein," sagte er mit den weichsten Lauten seiner angenehm klingenden Stimme. „Während ich auf der Landstraße hierher fuhr, hatte ich das Glück, Sie über die Felder sprengen zu sehen. Sie dürfen getrost mit jeder Reitkünstlerin der Welt in die Schranken treten, Fräulein Hertha; aber wenn Sie einem aufrichtigen Freunde das Recht dazu einräumen wollen, möchte ich mir doch erlauben, Sie vor allzu großer Kühnheit zu warnen, namentlich wenn Sie, wie soeben, ohne Begleitung sind."

„Der Reitknecht war ja hinter mir, Herr Graf," erwiederte Hertha freundlich, wenn auch ein feines Ohr vielleicht wahrgenommen hätte, daß diese Freundlichkeit nicht ganz ungezwungen war.

„Ja, er war eben leider sehr weit hinter Ihnen. Sie werden allerdings auch nur schwer einen Begleiter finden, auf dessen Beistand Sie im Nothfalle mit Sicherheit rechnen könnten; denn derselbe müßte doch ein mindestens ebenbürtiger Reiter sein, und das ist bei Ihrer Meisterschaft nicht leicht."

„Sie sind artig auf Kosten der Wahrheit. Doch vielleicht entschließen Sie sich selbst, Herr Graf, sich gelegentlich dazu, einen kleinen Wettkampf mit mir aufzunehmen. Ich weiß nicht, von wem ich das geschmackvolle Wort gehört habe, daß Ihr Hengst und sein Reiter einander würdig seien."

„Wer es auch gesagt haben möge, er hat damit jedenfalls eine Schmeichelei für mich ausgesprochen. Und Ihr Vorschlag, gnädiges Fräulein, würde mich überaus glücklich machen, wenn mir nicht ein Mißgeschick, dessen ganze Grausamkeit ich erst jetzt begreife, verböte, in den Sattel zu steigen."

„Haben Sie sich etwa verletzt?"

„Ganz unbedeutend. Es ist thatsächlich nicht der Rede werth. Aber der Arzt hat mir die schwärzesten Möglichkeiten ausgemalt, wenn ich mir einfallen ließe, seinen Anordnungen zuwider zu handeln."

„Und ich denke natürlich nicht daran, Sie solchen Gefahren auszusetzen, um so weniger, als ich große Lust hätte, Ihre Ritterlichkeit für einen anderen, wichtigeren Dienst in Anspruch zu nehmen."

Graf Ramin legte mit einer Verbeugung die Hand auf das Herz.

„Verfügen Sie über mich. Mein Leben gehört Ihnen!"

Das magere Gesicht der Frau Armbrecht hatte bei dieser Wendung des leichten Gespräches einen sehr ängstlichen Ausdruck angenommen.

„Hertha, ich beschwöre Dich!" mahnte sie leise. Doch die junge Dame bewegte fast unwillig den Kopf.

„Laß mich doch, Mama!" sagte sie. „Hat nicht Graf Ramin erklärt, daß er ein Freund unseres Hauses sei? Und hieß es nicht an seiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn ich zögern wollte, ihm zu vertrauen wie einem Freunde?"

Ein Aufleuchten triumphirender Genugthuung ging über die Züge des Russen.

„Stellen Sie mich auf die Probe, Fräulein Hertha! Sie konnen auf der ganzen Welt keinen treueren und gehorsameren Sklaven finden, als mich."

„Werden Sie diese Versicherung aber auch aufrecht erhalten wollen, wenn Sie für den erbetenen Dienst keineswegs auf den Dank meines Vaters, sondern viel eher auf seine entschiedene Mißbilligung zu rechnen haben?"

Ramin hatte Mühe, eine gewisse Bestürzung zu verbergen. Trotz seiner Gewandtheit brachte ihn die unerwartete Frage für einen Moment außer Fassung. Aber er zweifelte nicht, daß es sich nur um irgend eine Kleinigkeit handeln könne, und so sagte er denn, seine flüchtige Unentschlossenheit hinter einem Lächeln verbergend: „Auch dann, mein gnädiges Fräulein! Ein Ritter ohne Furcht und Tadel darf keinen

anderen Gebieter anerkennen als die Dame, deren Zeichen er trägt. Und daß ich Ihr Zeichen trage, darf ich es Ihnen beweisen?"

Ohne erst die erbetene Erlaubniß abzuwarten, hatte er sein elegantes, mit einem goldenen Monogramm und einer Grafenkrone verziertes Taschenbuch hervorgezogen und demselben eine getrocknete Blume entnommen, um deren Stiel ein Stückchen von einer duftigen Spitze geschlungen war.

Hertha erkannte mit einem einzigen Blick, daß beides von dem Kleide herrührte, welches sie bei dem Feste ihres Vaters getragen. Mit einem leichten Erröthen sagte sie: „Das ist Raub, Herr Graf, und Sie laufen Gefahr, vor den Strafrichter zu gerathen. Aber ernsthaft gesprochen, es handelt sich hier um viel mehr, als um eine bloße Galanterie; es handelt sich hier um den Beweis wirklicher Freundschaft, den ich Ihnen mit herzlicher Dankbarkeit lohnen würde."

So verheißungsvoll und verlockend auch immer diese Worte klangen, gerade in ihrer Rückhaltlosigkeit und in dem Umstande, daß sie in Gegenwart der Frau Armbrecht gesprochen wurden, war doch etwas, das den Grafen mit erneutem Unbehagen erfüllte. Er begnügte sich darum mit einer stummen Verbeugung und barg die welke Blume an ihrem vorigen Platze.

Ohne auf die flehentlichen Blicke ihrer Mutter zu achten, fuhr Hertha fort: „Sie kennen das unglückselige Ereigniß, welches sich in der Nacht nach unserem Feste zugetragen hat, und Sie wissen, daß man Herrn Gerhard Freising, den Besitzer des Moorhofes, als den vermeintlichen Mörder Kreuzkamp's verhaftet hat. Auch Ihr Zeugniß ist ja in dieser Angelegenheit in Anspruch genommen worden, und es wäre mir von Interesse, zu erfahren, ob Sie Freising ebenfalls für den Schuldigen halten."

Ramin war ein guter Schauspieler. Man konnte nicht täuschender die vollste Unbefangenheit erheucheln, als er es that. Nur die Hand, in welcher er noch immer das Taschenbuch hielt, zitterte ein wenig.

„Ich müßte die Einzelheiten des Falles genauer kennen, um darüber ein eigenes Urtheil zu haben," sagte er ausweichend. „Aber die Behörden in diesem so gewissenhaften Lande dürften sich doch wohl nur selten täuschen."

„Die Behörden sind denselben Irrthümern ausgesetzt, wie alle anderen Menschen," erwiederte Hertha, die von seiner diplomatischen Antwort wenig befriedigt schien, ziemlich ungeduldig. „Und je deutlicher ich mir den Eindruck in's Gedächtniß zurückrufe, den ich von der Persönlichkeit des Herrn Freising empfing, desto mehr fühle ich mich geneigt, an einen solchen Irrthum der Obrigkeit zu glauben. Aber es kommt im Grunde auf meine Ansicht von der Sache so wenig an als auf die Ihrige, Herr Graf. Erinnern Sie sich noch meiner Base Helene Dörenberg?"

„Ich hatte die Auszeichnung, ihr bei dem unvergleichlichen Feste Ihres Herrn Vaters vorgestellt zu werden, und wenn ich nicht irre, wurde bei dieser Gelegenheit ihre Verlobung mit dem" — ein leichter Hustenanfall nöthigte ihn für einen Moment innezuhalten — „mit dem unglücklichen Kreuzkamp veröffentlicht. Ich bitte Sie, der jungen Dame den Ausdruck meiner innigsten Theilnahme zu übermitteln."

„Das ist leider unmöglich, denn meine Base weilt nicht mehr in unserem Hause."

„So hat sie sich vermuthlich zu anderen Verwandten begeben," meinte Ramin, der noch immer nicht begriff, worauf das Alles hinaus sollte, und der gerade deshalb von Herzen wünschte, irgend eine zufällige Unterbrechung möchte dies unbehagliche Gespräch beenden.

„Nein. Sie hat weder Verwandte noch Freunde, bei denen sie eine Zuflucht gesucht haben könnte. Ein Zerwürfniß mit meinem Vater trug die Schuld daran, daß sie uns verließ. Meine Mutter und ich, wir wissen nicht, wohin sie sich gewendet, und befinden uns deshalb um ihr Schicksal in großer Sorge. Wollen Sie es nun auf sich nehmen, Herr Graf, ihren Aufenthalt zu ermitteln, ihr mit Rath und That beizustehen, und sich bei meinem Vater mit Aufbietung Ihres ganzen Einflusses für sie zu verwenden?"

Ramin drehte an seinem zierlichen Schnurrbärtchen. „Dies also ist die Aufgabe, welche Sie mir zugedacht haben, mein gnädiges Fräulein?"

„Ja. Und ich werde die Aufrichtigkeit Ihrer Freundschaft an dem Eifer messen, mit welchem Sie sie erfüllen."

„Aber Hertha, mein Kind, Du weißt nicht, was Du dem Herrn Grafen zumuthest!" mischte sich Frau Armbrecht, die mit steigender Unruhe zugehört hatte, ein. „Welch' eine Vorstellung müssen Sie nur von unseren Familienverhältnissen gewinnen!"

„O, ich bitte, gnädigste Frau, das Vertrauen, dessen mich Fräulein Hertha würdigt, macht mich unaussprechlich glücklich. Aber ich weiß in der That nicht, wie es mir gelingen soll, die Spur der Verschwundenen zu finden. Vielleicht weilt sie schon in weiter Ferne oder doch an einem Orte, der mir vollständig unzugänglich ist."

Hertha machte eine unwillige Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Zum 400jährigen Jubiläum der Entdeckung Amerika's.

(Mit Porträt auf S. 249.)

Die Weltgeschichte hat nur wenige Tage aufzuweisen, die für die Menschheit so bedeutungsvoll geworden sind, wie der 12. Oktober 1492, an dem Christoph Columbus die Neue Welt entdeckte, und mit Recht wird daher das 400jährige Jubiläum dieser Entdeckung in verschiedenen Ländern festlich begangen werden. Wir bringen auf S. 249 ein Bildniß des Columbus, über dessen Jugend wir nur mangelhaft unterrichtet sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er 1446 oder 1447 zu Genua als Sohn eines Tuchwebers geboren und hat schon früh Seereisen unternommen. In Lissabon vermählte er sich mit Dona Felipa Muñiz-Perestrello, der Tochter eines edlen Italieners, der sich als Seemann ausgezeichnet hatte, und zog mit ihr nach der Insel Porto-Santo, nordöstlich von Madeira, auf das Besitzthum ihres Vaters, wo er dessen Seekarten und hinterlassene Papiere kennen lernte und aus ihnen die ersten dunklen Nachrichten von Inseln und Ländern im westlichen Meere empfing. 1483 trat Columbus mit seinem Plane, einen anderen Weg als den um die Südspitze Afrika's nach Japan und China aufzufinden, hervor, und nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten und Hindernisse ließen dann endlich am 3. August 1492 drei kleine Schiffe aus dem Hafen von Palos aus, welche die Königin Isabella von Spanien dem kühnen Genueser für sein, von Vielen als unsinnig und frevelhaft betrachtetes Unternehmen bewilligt hatte. Am 12. Oktober landete er bekanntlich auf der Insel Guanahani, heute Watlingsinsel genannt, und hatte damit einen neuen Erdtheil den bis dahin bekannten hinzugefügt — Amerika war entdeckt!

Der große Krahn im Hafen von Hamburg.

(Mit Bild auf S. 252.)

Auf dem äußersten Punkte des Asia-Quai's zwischen dem Segelschiffhafen und dem Oberländerhafen zu Hamburg erhebt sich der riesige Krahn, den unser Bild auf S. 252 darstellt, und der gegenwärtig der größte Hebekrahn der Welt ist. Er ist von der Firma Ludwig Stuckenholz in Wetter a. d. Ruhr nach dem Drehscheibensystem erbaut. Seine Höhe beträgt 32 Meter; die Drehscheibe hat einen Durchmesser von 13 Meter. Die Tragkraft des Krahns beträgt 150 Tonnen oder 150,000 Kilogramm; der als Gegengewicht dienende Ballastkasten ist mit 250,000 Kilogramm Sand gefüllt. Der Hauptlasthaken oben vermag bei einer ganzen Umdrehung des Krahns einen vollen Kreis von 34,6 Meter Durchmesser zu beschreiben. Der Krahn dient dazu, besonders schwere Lasten direkt aus dem Schiff in den Eisenbahnwagen und umgekehrt zu heben.

Die falsche Jungfrau von Orleans.

Ein geschichtliches Räthsel.

Mitgetheilt von K. Schubert.

Es war am Lichtmeßtage des Jahres 1463, dem zweiten Jahre der Regierung des Königs Ludwig XI., als eine große Volksmenge die Zugänge eines Hauses umringte, welches der gothischen Kirche der heiligen Genoveva, der alten Kathedrale von Paris, beinahe gegenüber lag. Eine Frau, deren zerrissene Kleider, wüstes und verstörtes Aussehen von Krankheit oder Wahnsinn zeugten, stand an dem Fenster dieses Hauses, welches ein Gastwirth bewohnte, und redete die Menge an, während sie von Zeit zu Zeit ein altes Schwert schwang, das sie an einem Wehrgehänge trug.

„Edles Volk von Paris!" rief sie mit einer Stimme, die über den ganzen weiten Platz hinhallte. „Du siehst in mir Jeanne d'Arc, die Jungfrau, welche man verrätherischer Weise für todt ausgibt, um sie der Belohnung und Ehren zu berauben, die man ihr schuldet. Ich komme aus England, wo man mich zweiunddreißig Jahre lang gefangen gehalten hat. Ein Seemann von Rouen, der mich in den Straßen von Dover erkannte, hat mich aus Mitleid auf sein Schiff genommen und an der Küste der Normandie an's Land gesetzt. In Frankreich erst, gute Pariser, habe ich den Tod meines Herrn und Königs, Karl's VII., und die Thronbesteigung seines Sohnes Ludwig vernommen. Ich komme, um bei euch den Lohn meiner Dienste und meiner Leiden in Anspruch zu nehmen. Ich komme, nicht wie einst, da ich jung und kräftig auf die Wälle von Orleans und Compiègne eilte, umgeben von Rittern und Kriegern, ich komme in dem Geleite meiner Leiden und Verfolgungen, die ich für mein Vaterland und meinen König erduldet. Wer in der Bresche von Orleans und in den Laufgräben von Compiègne an meiner Seite gekämpft hat, wird mich wiedererkennen. Hier ist das Schwert, welches ihnen den Weg zum Siege gezeigt hat, hier ist die Fahne, welche ich in der Kathedrale von Rheims getragen, am Tage der Krönung des Königs Karl VII. — Gute Pariser, wenn ich den König Ludwig in seinem Louvre aufsuchen will, so geschieht es nicht, um Gold von ihm zu erbitten. Nein! Was soll ich mit Reichthum, den ich immer verachtet habe? Aber ich fange an, alt zu werden, die Anstrengungen des Krieges und die Leiden meiner Gefangenschaft haben meine Jahre verdoppelt. Als Krieger will ich sterben und ein Kriegergrab will ich haben. Der Sarg Du Guesclin's steht einsam und verlassen in den Gewölben von St. Denis, der meinige muß an seine Seite kommen. Dann erblickt man die beiden Häupter nebeneinander, die in dem Zeitraum von fünfzig Jahren den Boden Frankreichs von den Schaaren seiner Feinde, von den Engländern, gesäubert!"

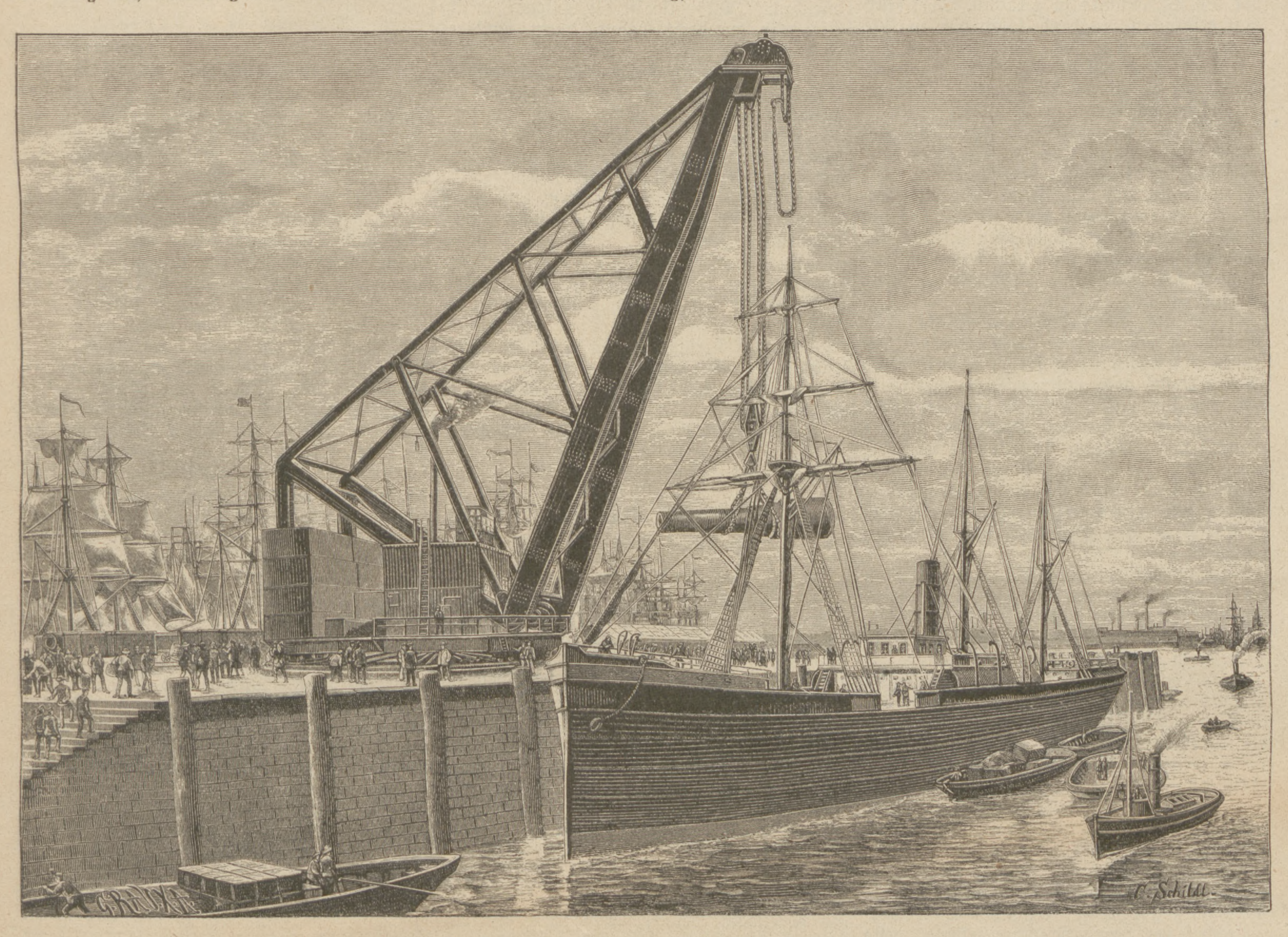
Das Volk liebt das Wunderbare, ereifert und begeistert sich gern für das Außerordentliche. Die Worte dieser Frau, deren verstörten Zügen es immerhin nicht an Würde und Hoheit

fehlte, ihr heldenhaftes Aussehen, ihre flammenden Blicke erwarben ihr anfangs Bewunderung, dann Theilnahme und Vertrauen. Und alsbald behaupteten auch einige alte Männer, welche in den Kriegen Karl's VII. mitgekämpft hatten, wirklich die berühmte Jungfrau in ihr zu erkennen. Das Alter der Frau traf mit dem der Heldin von Vaucouleurs zusammen. Sie mochte etwa 60 Jahre alt sein, und ihr schönes langes Haar war noch nicht so ergraut, daß man an ihm nicht dieselbe glänzende Rabenschwärze erkannt hätte, wie sie einst das Haar der wirklichen Jungfrau besessen hatte. Hierzu kam noch, daß sich ihr Kopf, wie bei Jeanne d'Arc, ein wenig nach links neigte.

Das Gerücht von dieser seltsamen Erscheinung verbreitete sich bald in ganz Paris. Die Schüler der Universität kamen in Bewegung und stiegen in großer Anzahl den steilen Abhang des Berges St. Hilaire hinan, und auch das Volk drängte sich in großen Schaaren herbei.

Daher schickten die Universität, das Kapitel von Notre-Dame und die Vorsteher der Kaufleute von Paris Abgesandte an das Parlament, die dasselbe beschworen, dem Treiben ein Ende zu machen, welches die Schüler aller Schulen anrege, die Klassen zu verlassen, um die Reden einer Verrückten anzuhören, die sich ungebührlich und frech für die Jungfrau von Orleans, glorreichen Angedenkens, ausgebe. Die Abgeordneten der Stadt fügten hinzu, daß diese Demonstrationen, wenn sie noch mehr zunähmen, den Handel im höchsten Grade beeinträchtigen müßten, da alle Läden und Märkte leer würden, denn Alles dränge sich darnach, die angebliche Jungfrau zu sehen und zu hören.

Noch ehe sich aber das Parlament über die erforderlichen Maßregeln einigen konnte, hatte inzwischen der Prévôt von Paris, Michel de Gaucourt, dem die Sorge für die öffentliche Sicherheit in der Stadt oblag, die Initiative ergriffen. An der Spitze einer Kompagnie der nächtlichen Scharwache und 150 Mann Armbrustschützen aus der Bastille rückte er nach



Der große Krahn im Hafen von Hamburg. (S. 251)

dem Quartier der Universität vor, umzingelte das Haus, in welchem sich die angebliche Jungfrau befand, verhaftete sie und schaffte sie in die Gefängnisse des Grand Châtelet, gefolgt von einer zahllosen Menschenmenge, die übrigens keinen Versuch machte, die Gefangene zu befreien. Nachdem so die angebliche Jeanne d'Arc an einen sicheren Ort gebracht war, holte der Prévôt die Befehle Ludwig's XI. ein. Der König, auch diesmal streng wie gewöhnlich, befahl kurzweg: „Laßt die Unverschämte so schnell als möglich verurtheilen und hängt sie auf. Es ist Zeit, daß solch' freche Betrügereien exemplarisch bestraft werden."

Die Richter versammelten sich schon am Tage nach der Verhaftung der angeblichen Jeanne d'Arc. Diese erschien mit einer Ruhe, mit einer Ergebung vor ihnen, welche sie zum Staunen brachte. Alle Fragen beantwortete sie klar, mit seltener Geistesgegenwart und Würde. Als der Vorsitzende des Gerichtshofes sie fragte, warum sie darauf beharre, sich für Jeanne d'Arc auszugeben, da es doch allgemein bekannt sei, daß diese rühmenswerthe Heldin in Rouen auf dem Scheiterhaufen geendet, antwortete sie unter Thränen:

„Ich *soll* eine Lügnerin und Betrügerin sein, und Sie *wollen* den Beweisen nicht glauben, die ich von der Wahrheit meiner Behauptung gebe. Sehen Sie auf meinen Hals, sehen Sie hier die Wunde, die ich in der Schlacht von Patay erhielt, auch an meiner Hüfte ist die Narbe der Wunde noch ersichtlich, die ich in den Laufgräben von Compiègne empfangen habe. Ich lüge nicht, und bei dem Antheile, den ich am Paradiese erhoffe, betheuere ich Ihnen, daß ich in Wahrheit die Jungfrau von Orleans bin."

Als Eustache de Gravois, der Anwalt des Königs, sie fragte, durch welches Wunder es ihr gelungen sei, den Flammen zu entkommen, antwortete sie sofort:

„Monseigneur Conchon, einer meiner Richter, und zwar derjenige, der während des Prozesses am heftigsten gegen mich aufgetreten war, strafte am Tage vorher, an dem ich verbrannt werden sollte, den Monseigneur Thomas Racow vor voller Versammlung Lügen. Um sich für diesen Schimpf zu rächen, schwur Thomas Racow, mich meinen Feinden zu entreißen, und er rettete mich wirklich, indem er mich in der Kleidung eines Seemannes auf ein Schiff führen ließ. Statt meiner verbrannte man eine Verbrecherin, die in dem Hospitale von Rouen lag, und mir an Wuchs und Äußerem sehr ähnlich war. Ich wurde inzwischen nach England gebracht und dort, so lange Thomas Racow lebte, ziemlich gut unter dem Namen der ‚tollen Jenny' behandelt. Vor einigen Jahren starb mein Beschützer, und nun war ich meines Gelübdes,

Humoristisches: Die Zeitung oder: Jedem das Seine.



Es ist bereits jetzt sieben Uhr,
Wo bleibt denn heut' die Zeitung nur?



Dort stürmt die Botenfrau herbei
Und Alles drängt sich mit Geschrei.



Doch würdevoll der Vater spricht:
„Ihr Kinder, halt! so geht es nicht.



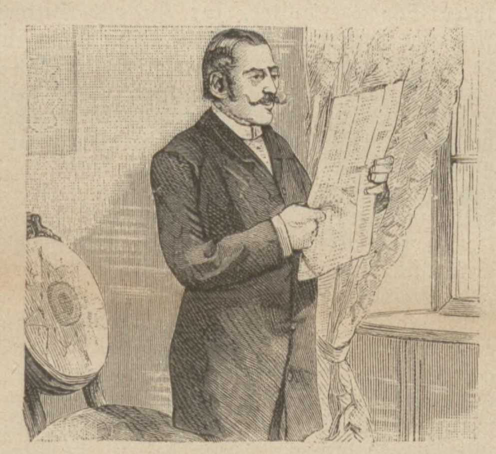
Erst wird hübsch eingetheilt das Blatt,
Daß Jeder was zu lesen hat!"



Drauf greift er selbst zum Kursbericht,
Das Andre int'ressirt ihn nicht.



Mama nimmt den Annoncentheil,
Wo man für's Haus hat Sachen feil.



Zum Hauptblatt mit der Politik
Langt Onkel Karl im Augenblick.



Doch Tante Hulda denket sich:
„Heirathsgesuch — wär' was für mich."



Auch Klärchen liest und seufzt beklommen:
„Ach Gott! nun hat Der Die genommen!"



Der Herr Student meint „Mir egal!
Ich les' ‚Vermischtes' und ‚Lokal'."



Die Köchin möcht' das Blatt durchfliegen:
„Wo steht denn: Heute Tanzvergnügen!?"



Nur Großpapa will gar nichts lesen:
„'s ist Alles schon 'mal dagewesen!"

nicht nach Frankreich zurückzukehren, das ich ihm hatte ablegen müssen, entbunden. Ich bin jetzt zurückgekehrt. Das ist Alles. Sie sehen, meine Herren, daß bei dem Allen weder Zauberei noch ein Wunder im Spiele ist."

Die Frau sprach diese Worte ihrer Vertheidigung mit so schlichter Einfachheit, so kunstlos und fließend, daß die Richter für sie eingenommen wurden, so bedenklich die Wahrheit derselben ihnen auch sein mußte. Mitleid und Milde zogen in ihre Herzen ein. Aber zum Unglück für die Angeklagte wurde sie von einem gewissen Mahé de Gundsabec, Seneschall von Quercy, der sich unter den Zuhörern befand, erkannt. Er trat vor die Richter und erklärte die Angeklagte sei niemand Anderes, als eine gewisse Jeanne de l'Espine, die Wittwe eines Lohgerbers aus der Stadt Rennes, welche seit dem Tode ihres Gatten schon mehrfache Beweise von Geistesstörung gegeben habe. Von diesem Augenblicke an antwortete sie auf die Fragen, die ihr vorgelegt wurden, nichts weiter, als: „Ich bin Jeanne d'Arc, ich versichere es Ihnen; es hängt nicht von mir ab, etwas Anderes zu sagen, ich kann es nicht, und gälte es auch mein Leben."

In einer aufgeklärteren Zeit, unter anderen Umständen und unter einem milderen König hätte man sich begnügt, die Unglückliche, die kein anderes Unrecht begangen hatte, als daß sie unter der Hülle eines gefeierten Namens, dessen sie ohne Zweifel nicht würdig war, nach Theilnahme und Popularität gestrebt, in eine Heilanstalt für Geisteskranke zu bringen. Aber Ludwig XI. und die Gerichte, welche in seinem Namen Recht sprachen, kannten keine Milde, keine Rücksicht auf Verirrungen menschlicher Schwäche. Jeanne de l'Espine wurde mit Einheit aller Richterstimmen zum Feuertode verurtheilt.

Die Unglückliche vernahm ihr Urtheil mit ruhiger Würde und ohne etwas dagegen zu äußern. Nur gegen die Zuhörer gewendet, sprach sie ergebungsvoll: „Es war von aller Ewigkeit her meine Bestimmung, in den Flammen zu sterben. Wenn aber Gott, der Allmächtige, mir die Ehre erweisen will, daß ich als Märtyrerin sterben soll, so hätte er mir wenigstens andere Henker gewähren können, als meine eigenen Landsleute, als Franzosen, für die ich so viel gethan. Doch sein Name sei gepriesen!"

Nachdem sie diese Worte mit klarer Stimme gesprochen, folgte sie den Wärtern, die sie in den Kerker zurückführten. Sie verlangte nach einem Priester und empfing einen ehrwürdigen Geistlichen von der Sorbonne. Der mildherzige Mann, Abbé Jacques de Houry, blieb bei ihr bis zur Stunde des Todes und spendete ihr alle Tröstungen der Religion.

Nicht weit von den Markthallen wurde am 14. Juli 1463 der Scheiterhaufen hergerichtet und Jeanne de l'Espine lebendig verbrannt.

Der berühmte Geschichtsschreiber dieser Zeit, Philipp de Commines, berichtet, daß er später einmal den Abbé de Houry, der Almosenier des Königs geworden war, gesprächsweise gefragt habe, ob denn das Gericht wirklich recht gerichtet habe. Der aber hätte ihm darauf geantwortet: „Das weiß nur Gott allein." Und als Commines im weiteren Verlaufe der Unterhaltung geäußert, daß von allen falschen Jungfrauen, die in Frankreich aufgetreten wären, Jeanne de l'Espine diejenige gewesen sei, die sich am meisten Theilnahme und Bedauern erworben, antwortete ihm der hohe Würdenträger: „Seien Sie überzeugt, daß, wenn Jeanne de l'Espine jetzt wieder erschiene, man sie nicht lebendig verbrennen würde. Mein Charakter als Priester und Beichtvater erlaubt mir zu meinem Bedauern nicht, mehr zu sagen."

Schon Commines schloß hieraus, daß die unglückliche Jeanne de l'Espine nicht so schuldig gewesen sei, als es geschienen. Ihr ganzes Auftreten, besonders die Standhaftigkeit, mit der sie auch Angesichts des Todes bei ihrer Aussage blieb, könnte zu der Annahme berechtigen, daß man es mit einer geistig Gestörten zu thun hatte, die das Bewußtsein ihrer Person vollständig verloren hatte und wirklich in dem Glauben lebte und starb, ihre große Zeitgenossin, Jeanne d'Arc, zu sein, wie ja die Annalen der Irrenhäuser auch heutzutage noch das Vorkommen von ähnlichen Erscheinungen bezeugen können. Merkwürdig bleibt dabei immer, daß sie in ihrer ganzen äußeren Erscheinung, besonders in den Narben ihrer Wunden eine so überraschende Aehnlichkeit mit der wirklichen Jungfrau von Orleans zeigte.

Wie dem auch sein mag, das Dunkel des Geheimnisses, das auf ihr, wie auf so mancher anderen Erscheinung der Geschichte, liegt, wird wohl nie gelüftet werden. Die Wahrscheinlichkeit freilich spricht dafür, daß die angebliche Jungfrau von Orleans wirklich nur eine Geistesgestörte war, und hätte man sie, anstatt sie nach dem rohen und grausamen Brauche jener Zeiten zu verbrennen, in die Pflege eines gut geleiteten Irrenhauses gegeben, so hätte auf alle Fälle die Menschlichkeit einen Gewinn davongetragen, und wir hätten vielleicht ein Geschichtsräthsel, deren es ja ohnehin genug gibt, weniger.

Lieblingsbeschäftigungen gekrönter Frauen.

Skizze aus der Gegenwart.

Von **Silvester Frey.**

(Nachdruck verboten.)

Es hat immer einen eigenen Reiz für die Menschen, Diejenigen zu beobachten, welche ein günstiges Geschick auf die Throne erhoben hat. Und wenn uns schon das „ewig Weibliche" überhaupt einer besonderen Beobachtung werth erscheint, um so mehr doch diejenigen Frauen, um deren Stirn sich das goldene Diadem der Herrscherinnenwürde schlingt.

Um bei der geistigen Thätigkeit zu beginnen, darf man vor Allem die Königin von Rumänien zu den berufensten Ausüberinnen derselben zählen. Man weiß, daß sie unter dem Namen „Carmen Sylva" schon eine stattliche Anzahl von literarischen Werken veröffentlicht hat. Auch die Königin von England schriftstellert, wenn ihre Veröffentlichungen auf diesem Gebiet auch vornehmlich der Erinnerung an ihren noch im Tode so hoch verehrten Gemahl, den Prinz-Regenten Albert, geweiht sind. Weniger bekannt dürfte es sein, daß auch die Kaiserin von Oesterreich in dem stillen Heim ihres Frauengemachs sich mit poetischen Versuchen abgibt. Von ihren Gedichten jedoch ist bisher auch nicht ein einziges in die Oeffentlichkeit gelangt, wie es ja eine allgemein bekannte Thatsache ist, daß es einen peinlichen Eindruck auf sie machen soll, wenn ihre innersten Gedanken der großen Menge übermittelt werden. Dieser Anschauung entspricht es auch, daß sie das Setzen erlernt hat, um nur keinem Fremden Einblick in die Produkte ihres Geistes zu gestatten. So druckt sie dieselben mit eigener Hand; sie sollen auch schon ein stattliches Bändchen ausmachen. Dieser poetische Trieb der Kaiserin Elisabeth ist übrigens auch auf ihre Tochter, die Erzherzogin Marie Valerie, übergegangen. Auch diese hat bereits eine hübsche Anzahl Gedichtchen geschaffen, von denen ein Theil der Oeffentlichkeit zugänglich geworden ist. Neben der Erzherzogin Marie Valerie ist wegen ihrer Vorliebe für die deutsche Literatur noch die Prinzessin von Sachsen-Altenburg, die Gemahlin des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch, und die Tochter des Großherzog von Hessen, Prinzessin Viktoria, welche den Prinzen Ludwig von Battenberg geheirathet hat, zu nennen.

Eine besondere Vorliebe von Seiten unserer gekrönten Frauen erfreuen sich die schönen Künste. Obenan steht die Malerei, in welcher es zwei unter jenen, die Kaiserin Friedrich und die Kronprinzessin-Wittwe Stephanie von Oesterreich, zu einer verhältnißmäßig hohen Fertigkeit gebracht haben. Die Gemächer der Schlösser zu Berlin und Potsdam weisen manches Bild auf, welches von der Hand der Kaiserin Friedrich gemalt ist, während die Zeichnungen der Kronprinzessin-Wittwe Stephanie in den Werken ihres Gemahls der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden sind.

Eine eifrige Aquarellmalerin ist die Prinzessin Beatrix von England, die jüngste Tochter der Königin Viktoria und Gemahlin des Prinzen Heinrich von Battenberg. Diese Begabung für Malerei muß wohl in der Familie begründet sein, da auch die Königin Viktoria von England in ihrer Jugend viel Talent dafür bekundete. Derselben Kunst widmen auch die Königin-Regentin von Spanien, die Großherzogin von Baden und die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz ihre Mußestunden, ebenso die schon oben angeführte Prinzessin Viktoria von Hessen, und schließlich als Letztgenannte in diesem Reigen die junge Kaiserin von Deutschland. Am liebsten malt sie auf Porzellan, ein Kunstfertigkeit, in welcher sie einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben soll.

Weniger Anklang findet die Plastik bei den Frauen, welche augenblicklich auf den Thronen Europa's sitzen oder denselben durch ihre Geburt nahe stehen. Am weitesten darin hat es die Kaiserin Friedrich gebracht, wie eine Büste ihrer Schwiegermutter, der Kaiserin-Wittwe Augusta, beweist. Das seltene Kunstwerk ist zu Babelsberg im Schlafzimmer Kaiser Wilhelm's I. neben übrigen Spenden aufgestellt, welche von Mitgliedern des Hohenzollernhauses herrühren. Ein Partnerin in dieser Beschäftigung findet die Kaiserin Friedrich augenblicklich nur in ihrer Nichte, der hier schon wiederholt genannten Prinzessin Viktoria von Hessen.

In der Musik wird natürlich jede junge Prinzessin unterrichtet, und bei der Beliebtheit und Verallgemeinerung, welche gerade diese Kunst findet, ist es auch selbstverständlich, daß es Manche darin zu einer gewissen Vollkommenheit bringt. Eine vorzügliche Klavierspielerin ist die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, übrigens soll sie auch in der musikalischen Literatur so bewandert sein, daß sie ein sicheres Urtheil über die meisten Erscheinungen derselben abzulegen vermag. In der Familie der Königin von England ist neben der Liebhaberei für so viele andere Kunstgebiete auch diejenige für die Musik zu Hause. Die erlauchte Frau war in ihrer Jugend eine eifrige Klavierspielerin, ihre Tochter, die Kaiserin Friedrich, spielt, wie man sagt, die schwierigsten Kompositionen „vom Blatt". Von der Prinzessin Friedrich Karl, welche besonders dem Liede eine sehr hohe Stelle in ihren Lieblingsbeschäftigungen zu Theil werden läßt, haben mehrere Kompositionen auch den Weg in die Oeffentlichkeit genommen.

Selbst wissenschaftliche Studien finden heute bei den Trägerinnen von Krone und Hermelin eifrige Pflege. Die Königin Margherita von Italien, übrigens eine der entzückendsten und vielseitigsten Frauen, welche einen Thron einnehmen, schreibt Kritiken über Bühnenaufführungen, die sich durch vornehmen Styl und scharfsinniges Urtheil auszeichnen sollen. Eine

fernere Lieblingsbeschäftigung in ihren Mußestunden ist die Nationalökonomie, in welcher sie sich lange Zeit von ihrem Minister Minghetti unterrichten ließ.

Die Königin-Regentin von Spanien besitzt ein vorzügliches Talent für Sprachen; deutsch, französisch, englisch, italienisch und spanisch spricht sie mit einer Leichtigkeit, die Staunen erregen darf. Ihre Partnerin findet sie in der Königin Margherita, welche im Stande sein soll, einen Jeden ihrer erlauchten Gäste in der Sprache seiner Heimath zu begrüßen. Die Königin von England zieht das Plattdeutsche allen übrigen Sprachen vor; sie hat darin ein solches Verständniß erworben, daß sie Fritz Reuter und Klaus Groth mit Leichtigkeit liest.

Die Sorge um Arme und Kranke nimmt ferner bei einer ganzen Reihe hoher Frauen einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit in Anspruch. Man rühmt der jungen deutschen Kaiserin, der Gemahlin Wilhelm's II., nach, daß sie in dieser Hinsicht der Großmutter ihres Gatten, der verstorbenen Kaiserin Augusta, die bekanntlich sehr wohlthätig war, nacheifert. Die Königinnen von Sachsen, von Württemberg, von Portugal und von Italien sind gleichfalls bekannt durch die Fürsorge, welche sie den staatlichen Einrichtungen für Gesundheitspflege zu Theil werden lassen. Ganz vorzüglich auf diesem Gebiete sollen die Kenntnisse der Marquise of Lorne, der dritten Tochter der Königin von England, sein. Dabei ist sie selbst den gefährlichsten Krankheiten gegenüber so muthig, wie sonst meist nur ein Arzt. Die Schwester dieser hohen Frau, die Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, hat im Jahre 1883 eine Reihe von Vorlesungen im Ambulanzverein des Johanniter-Ordens zu London mit einem solchen Erfolg sich zu eigen gemacht, daß man ihr das Zeugniß einer geschulten Krankenpflegerin zuerkannt hat.

Wenn uns solche Züge bei den Frauen auf dem Throne an vielgerühmte antike Vorbilder erinnern, so zeigen uns andere Eigenschaften doch wieder, daß die Herrscherinnen Europa's recht und schlecht theilnehmen an allen Beschäftigungen, welche das häusliche Leben augenblicklich aufweist. Die verstorbene Großherzogin von Hessen war eine Meisterin in feinen Handarbeiten, täglich arbeitete sie an der Nähmaschine, so daß man oft kaum glauben konnte, man befinde sich in der Behausung einer gekrönten Frau. Die Königin von Dänemark, die kürzlich ihre goldne Hochzeit feierte, besitzt geradezu eine Schwäche für die Putzmacherei; ihre drei Töchter, die Kaiserin von Rußland, die Prinzessin von Wales und die Herzogin von Cumberland, sind ihr darin so ähnlich wie nur möglich. Man soll diese Fürstinnen beinahe niemals ohne eine Handarbeit sehen. Die Königin von Belgien trägt nicht wenig dazu bei, die textile Industrie des Landes, besonders aber die Spitzenfabrikation zu heben. Die Kronprinzessin von Schweden ist eine Meisterin in der Küche.

Auch der Sport findet seine Berücksichtigung bei den Fürstinnen. Es ist bekannt, welch' eine Meisterin die Kaiserin von Oesterreich im Reiten ist. Die hohe Frau fand an diesem Sport ganz allmälig erst das Interesse, welches sich später so hervorstechend bei ihr entwickelt hat. In jugendlichstem Alter vermählt, so schwächlich nach der Geburt ihres ersten Kindes, daß die Aerzte an einer längeren Lebensdauer verzweifelten, mußte sie sich auf das energische Anrathen derselben diesem Sport mit seiner kräftigenden Bewegung im Freien ergeben. Sie hat ihm denn auch nicht allein den Wiedergewinn der Gesundheit zu danken, sondern auch das blühende Aussehen, durch welche diese Fürstin über die Jahre, welche sie bereits zählt, nicht weniger hinwegtäuscht, als über den vielen Kummer, welchen sie im Laufe derselben zu erleiden gehabt. Seit einem Unfall, welchen sie sich beim Reiten vor einiger Zeit zuzog, hat sie übrigens diesem Sport entsagt, um einen anderen, das rationelle Gehen, dafür einzutauschen. Auch diesen betreibt sie mit derselben Ausdauer und Energie, welche man an ihr so sehr bewundern muß. Eine sehr geübte Reiterin ist auch ihre Schwester, die Exkönigin von Neapel. Seitdem sie Thron und Reich eingebüßt hat, lebt sie überaus einfach zu Paris, wo sie ein drittes Stockwerk bewohnt und nur wenige intime Freunde empfängt, welche sich auch nach der Zeit des Glanzes bewährt haben. Ihre liebste Beschäftigung ist der Sport. Sie versäumt keines der Rennen, welche in Auteuil oder Longchamps stattfinden. Während des Tages reitet sie entweder im Bois de Boulogne, oder sie begibt sich in eine Manège, wo sie mit wirklicher Leidenschaft die Pferdedressur ausübt. Die Passionen dieser königlichen Amazone fallen um so mehr auf, als ihr Gemahl dieselben ganz und gar nicht theilt. Dem Sport sehr ergeben ist ferner die Prinzessin von Wales; ebenso war die Kaiserin Eugenie zu der Zeit ihres Glanzes nicht nur eine imposante, sondern auch muthige Reiterin.

Recht im Gegensatz zu solchen Beschäftigungen ist die Königin von England eine ebenso praktische wie sparsame Hausfrau, welche besonders auf die Landwirthschaft eine sehr große Sorgfalt verwendet und darin wirkliche nennenswerthe Erfolge aufzuweisen hat. Dagegen soll die Exkönigin Isabella von Spanien den Werth des Geldes kaum kennen; sie wirft es mit vollen Händen hinaus, ohne sich sonderlich darum zu sorgen, wenn einmal Ebbe in ihrer Kasse sich bemerkbar macht. Wenn wir noch von den Prinzessinnen des Hauses Orleans mittheilen, daß sie eine Sparsamkeit entwickeln, welche man mit dem richtigen Namen Geiz benennen sollte, von der Königin von Portugal, daß sie durch ihre Unpünktlichkeit oftmals ihren ganzen Hof in Verzweiflung bringt, von der Kronprinzessin-Wittwe Stephanie von Oesterreich, daß sie kein größeres Vergnügen kennt, als Puppen zu nähen für ihre kleine Tochter, die Erzherzogin Elisabeth, von der Königin Viktoria von England, daß sie durch die Sucht, die Etikette in der kleinlichsten Weise zu beobachten, oft ihre fürstlichen Besucher in gelinde Verzweiflung bringt, so sei hiermit die Aufzählung der Lieblingsbeschäftigungen der augenblicklich lebenden weiblichen Mitglieder der Dynastien Europa's abgeschlossen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein mißverstandener Befehl. — Der General Otto v. Glasenapp, der zur Zeit des Königs Friedrich Wilhelm I. Kommandant von Berlin war, stand weniger durch seine geistigen Vorzüge, als durch seine Treue und Biederkeit bei seinem königlichen Herrn in Gunst und Ansehen. Nun gehörte es zu den Eigenthümlichkeiten des biederen Glasenapp, jeden schriftlichen Befehl des Königs buchstäblich zu nehmen und ihn in derselben Weise ohne jedes persönliche Bedenken zur Ausführung zu bringen. So schätzenswerth auch diese unbedingte Subordination war, wurde sie doch bei einem Vorfall von verhängnißvoller Bedeutung.

Beim Bau der Petrikirche in Berlin hatte man zur Beschleunigung des Thurmbaues sämmtliche in Berlin anwesenden arbeitslosen Handwerksburschen des Maurer- und Zimmergewerks zu Handlangerdiensten befohlen. Als man diesen Hilfsarbeitern ihre Obliegenheiten anwies, hatte man ihnen zur Pflicht gemacht, den schon zu damaliger Zeit üblichen „blauen Montag" auszusetzen und unter allen Umständen auch an diesem Tage fortzuarbeiten. Als jedoch der Montag kam, fehlten die Handlanger und man konnte nicht weiter arbeiten. Auf Anordnung des Bauführers wurden die ungehorsamen Handwerksburschen aus ihren Herbergen mit Gewalt nach dem Bauplatz geführt. Die darüber Aufgebrachten schlossen sich jedoch zusammen und setzten einen förmlichen Aufstand in Scene, bei welchem einer der Baubeamten erschlagen wurde. Infolge dessen sah sich Glasenapp genöthigt, mit Waffengewalt einzuschreiten und eine Menge der Burschen in Haft zu nehmen. Dann sandte er einen Bericht von dem Vorgefallenen zum König, welcher in Potsdam weilte, und frug an, was in der Angelegenheit geschehen solle. Nach einigen Stunden kam der Bescheid zurück. Friedrich Wilhelm I. hatte mit Bleistift an den Rand des Glasenapp'schen Schreibens folgende Worte vermerkt: „Rädel. — aufhenken. — ehe ich komme."

Glasenapp wurde durch diese nicht ganz klaren Andeutungen in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Besondere Bedenken machte ihm die Bedeutung des Wortes „Rädel". Endlich glaubte er zur Klarheit durchgedrungen zu sein. Er entsann sich, daß unter den Offizieren der Garnison ein junger Lieutenant Namens Rädel sich befand. Sofort ließ er denselben verhaften und sich vorführen. Rädel betheuerte, daß er von dem Handwerkeraufstande nicht das Geringste wisse und mit demselben absolut nichts zu thun habe. Dennoch blieb der Kommandant dabei, daß der Lieutenant doch wohl ein heimlicher Verschwörer sein müsse, da der König seinen Tod durch den Strang angeordnet habe. Rädel bat, man möge ihn vor den König führen, doch Glasenapp erklärte, er möge sich zum Tode vorbereiten, da er auf alle Fälle um drei Uhr gehenkt würde, weil der König um vier Uhr von Potsdam eintreffe, und was der König anordne, habe er stets, ohne nach den Gründen zu fragen, pünktlichst ausgeführt. Lieutenant Rädel mochte seine Unschuld beschwören, wie er wollte, der Kommandant blieb unerbittlich, und die letzte Stunde verrann.

Da meldete eine Ordonnanz, daß der Kabinetsrath v. Marschall soeben von Potsdam angekommen sei, und der König ihm in höchstens einer halben Stunde folgen werde. Jetzt war Glasenapp über seine Nachlässigkeit, daß er des Königs Befehl noch nicht ausgeführt, außer sich. Dennoch schienen ihm über die Bedeutung der Worte von Neuem Bedenken zu kommen. Er begab sich daher noch kurz vor vier Uhr auf's Schloß und zeigte dem Kabinetsrath v. Marschall den erhaltenen Befehl vor und bat um dessen Gutachten über die Bedeutung der ihm dunklen Worte.

Marschall ließ, als ihm Glasenapp den ganzen Vorgang berichtet und die Ordre des Königs gezeigt hatte, das Schriftstück entsetzt fallen und rief: „Aber, Herr Kommandant, wie konnten Sie diese Chiffren mißverstehen! Die Worte bedeuten nichts anderes, als daß Sie die Rädelsführer hängen lassen sollen, ehe der König kommt."

Wie vom Sturmwind getrieben, eilte der Kommandant zum Gefängniß und ließ sich seine Gefangenen vorführen. Aber wie nun die Rädelsführer in der noch übrigen kurzen Zeit ermitteln, ehe der König in Berlin ankam? Keiner der Handwerksburschen wollte sich zur Urheberschaft der Revolte bekennen, und als das Verhör daher keine Resultate ergab, ließ Glasenapp ohne Weiteres einen Handwerksburschen, der rothe Haare hatte, herausgreifen und diesen — so unglaublich es auch klingt — in der That auf Grund dieses „verdächtigen Symptomes" als den Rädelsführer ohne Gnade aufhängen. Der arme Lieutenant Rädel wurde hierauf aus seinem Arrest entlassen, aber auch Glasenapp von seinem Posten, als der König die Geschichte erfuhr. [J. Wl.]

Eines der stärksten und wirksamsten Gifte ist in den Brennhaaren der deutschen Brennesselarten enthalten. Diese Haare scheiden in ihrem Innern einen scharfen ätzenden Stoff aus. Eine säulenförmige Erhebung umschließt den kugeligen, zartwandigen Fuß des Haares, dessen hervorragender Theil stärker verdickt und dessen Spitze mit einem eine Stachelspitze tragenden Knöpfchen versehen ist. Diese glasartige Spitze bricht bei der Berührung mit der Haut leicht ab, ritzt dabei die letztere, wobei ein heftig brennender Saft aus der Haarzelle in die Wunde fließt. Wie Schleiden urtheilt, kann nach Größe der Brennhaare noch nicht der 150,000ste Theil eines Grans des giftigen Stoffes der Brennessel in die Wunde gelangen, so daß man das Nesselgift für das wirksamste aller Gifte halten kann. Der Nesselstich verursacht einen rothen Fleck, empfindliches Jucken und schmerzhaftes Brennen. Getrocknete Pflanzen brennen nicht. [H. Z.]

Aus dem Leben Richard Wagner's. — Zu der Zeit, als der berühmte Schöpfer der „Nibelungen" die Magdeburger Theaterkapelle leitete, vermochte er

nicht immer die Miethe zu erschwingen. Sein gestrenger Wirth nahm deshalb, um sich für alle Fälle zu sichern, den einzigen größeren Werthgegenstand, welchen Wagner besaß, nämlich dessen sehr werthvolle Geige, als Pfand an sich und gab ihm nur an denjenigen Abenden das Instrument, an welchen Wagner desselben in Konzerten bedurfte. Da aber der Wirth wenig Vertrauen in seinen Miether setzte, so wurde jedesmal eine Person abgesandt, welche dem Künstler sofort bei seinem Austritt aus dem Saale das werthvolle Pfandstück wieder abnehmen mußte. [—dn—]

Der Thee des Kaisers. — Der Thee, welcher für die kaiserliche Familie von China bestimmt ist, wird mit der äußersten Sorgfalt behandelt. Man zieht ihn in einem besonderen Garten, der streng bewacht wird, damit sich kein Mensch und kein Thier demselben nähere. Die Wege in diesem Theegarten werden täglich gekehrt, und man sorgt ängstlich dafür, daß ja kein Schmutz auf die Blätter falle. Naht die Zeit der Ernte, so müssen sich die Arbeiter des Genusses der Fische enthalten, damit „ihr Athem nicht die Blätter verderbe", sich dreimal des Tages warm baden und überdies noch die Blätter mit Handschuhen abpflücken. Auch bei der späteren Zubereitung verfährt man mit gleich ängstlicher Vorsicht. [Sk.]

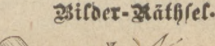
Privatvergnügen eines Königs. — Der verstorbene König Ferdinand II. von Portugal hatte eine besondere Vorliebe für alle von der Censur konfiszirten Publikationen und besaß eine ganze Kollektion solcher literarischer Produkte. Aber sein Interesse beschränkte sich nicht blos auf die in Portugal mit Beschlag belegten Drucksachen, von denen die Beamten der Censur, dem Befehle des Königs gemäß, ihm stets ein Pflichtexemplar zusenden mußten, sondern König Ferdinand hatte auch im Auslande Agenten mit der speziellen Mission, ihm von allen verbotenen Büchern und Zeitungen je ein Exemplar zukommen zu lassen. Er hatte auch nicht so unrecht mit seiner Liebhaberei, denn zu jener Zeit waren in der That die verbotenen Bücher meist auch die interessantesten. [D. C.]

Eselpost aus Wälschtirol.

Eselpost aus Wälschtirol.

(Mit Abbildung.)

In den Alpen gibt es noch viele Gegenden, die auf private Botenpost zu Fuß oder Wagen angewiesen sind, wenn sie mit entfernter liegenden Orten in Verkehr treten wollen. Unsere Abbildung zeigt uns eine Eselpost aus Wälschtirol, bespannt mit vier Grauthieren, welche das schwer beladene Fuhrwerk einen Bergpaß emporziehen. Die Besitzer dieser Fahrzeuge, auf denen immer ein Pudel oder Spitz als Wachtposten sitzt, haben die üble Gepflogenheit, um mehr Botenlohn einzuheimsen, soviel Gepäck- und Transportstücke, als nur immer möglich, aufzuladen, ohne auf die Kräfte der meist schon alten und schlecht genährten Zugthiere Rücksicht zu nehmen. In der heißesten Zeit aber, ebenso wie im Winter, wenn tiefer Schnee den Weg zum Fahren untauglich macht, wird den Eseln die Last gleich Saumthieren auf den Rücken geackt, wobei es gar nicht selten vorkommt, daß eines der armen Thiere verendend zusammenbricht. Dann wird dessen Bürde auf die übrigen vertheilt, man schlägt ihm die Hufe ab und stürzt es in irgend eine Schlucht, denn die von Bremsen zerstochene Haut hat keinen Werth. Hierauf geht es unter lautem Rufen und Peitschenknallen wieder weiter, dem Ziele zu.





Auflösung folgt in Nr. 33.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 31:

Wer aufgehört, nach Gott zu streben, der wandelt todt im vollen Leben.

Diamant-Räthsel.

A
A A B
C C C C C
D E E E E E E
E E E E E G G H H
H H H H I I I I I L L
M M N N O O O R R
R R R S S S S
S S S S T
T T U
W

Nach dem Muster vorstehender Figur sind aus deren Buchstaben zu bilden: 1) ein Buchstabe, 2) eine Verkehrsstraße, 3) ein großer Jahrmarkt, 4) ein Haltepunkt, 5) eine im Alterthum gebräuchliche Wurfwaffe, 6) ein europäischer Großstaat, 7) eine sehr lebhafte Farbe, 8) die Göttin der strafenden Gerechtigkeit, 9) eine Stadt an der Oder, 10) ein persönliches Fürwort, 11) ein Buchstabe.

Die wagrechte und senkrechte Mittellinie ergeben das Gleiche, den Namen eines europäischen Großstaates.

Auflösung folgt in Nr. 33. [H. Vogt.]

Auflösungen von Nr. 31:

der Versetzungs-Aufgabe: Siemens, Hulst, Achsel, Kram, Edgar, Storch, Paris, Eisen, Amsel, Ruth, Edam (Shakespeare); der Charade: Weichbild.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.